

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** 239 (1966)

**Artikel:** Das Heiratsinserat  
**Autor:** Eggenberg, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-654985>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.03.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Das Heiratsinserat

Erzählung von Paul Eggenberg

Zeichnungen von Rudolf Moser, Bern

Jeden Abend, jahrein, jahraus, fand er sich vor der Küchentüre ein, Stöckli Peter, unser Nachbar. Und immer im selben Tonfall, nie lauter und nie leiser, leierte er seine Bitte um einen Tropfen Milch herunter. Nur selten setzte er sich aufs Bänklein vor dem Küchenfenster. Und wenn er es tat, so ging es ihm nicht in erster Linie darum, ein Gespräch anzuknüpfen. Meine Großmutter wußte genau, daß er nun noch einen Wunsch in Worte zu kleiden versuchte. Ach, wie bereitete ihm das Mühe! Er sprach vom Wetter, von den Apfelbäumen, die so schön blühen, vom Föhn, der ihn in der vergangenen Woche kaum hatte schlafen lassen, um dann endlich, nach all diesen Zwischenstationen, umständlich zu melden, daß an seinem Rock oder an seiner Hose dringend etwas geflickt oder ein Knopf angenäht werden sollte.

Er setzte sich auch bei andern seltenen Gelegenheiten hin und begann von diesem und jenem zu sprechen. Ganz sicher, wenn bei uns geschlachtet, oder im Herbst, wenn gemostet wurde. Da hatte er es nie eilig; denn er wußte wohl, daß das Warten regelmäßig etwas eintrug: Blut- und Leberwürste, ein Stück Braten oder einige Liter Most. Und auch wenn bei uns Backtag war, wenn es so

verführerisch nach frischem Brot roch, ging er selten leer von unserem Hause weg.

Er mochte rund sechzig Jahre zählen, dieser Stöckli Peter. Sein leicht ausgestoßener Rücken ließ ihn kleiner erscheinen, als er in Wirklichkeit war. In gar manchem Haus verwendete man seinen Namen – und damit natürlich seine Erscheinung – als Kinderschreckmittel. Ich kann mir vorstellen – damals wäre es mir allerdings unmöglich gewesen –, daß es seine Wirkung kaum je verfehlt hat. Stöckli Peter sah tatsächlich nicht Vertrauen erweckend aus. Als alter Junggeselle kümmernte er sich keinen Deut um Außerlichkeiten. Sich je ein neues Kleidungsstück anzuschaffen, solange das alte nicht rettungslos in Stücke oder in Fetzen ging, bedeutete ihm Hoffahrt. Trantsten die Hosenbeine oder Rockärmel zu arg aus, so holte er die Schere hervor und schnitt kurzerhand ab, was ihm besonders schadhast erschien. Kein Wunder, daß dank dieser Praxis langsam aber sicher die Arme und Beine zu lang oder aber die Hosen, die Rock- und Hemdärmel zu kurz wurden.

Doch auch sonst gab er herzlich wenig acht auf sein Äußeres. In seinen Augen war es unsinnig, Geld zum Coiffeur zu tragen. Viel lieber kaufte



er sich mit diesem Geld jeden Monat ein zusätzliches Pfundpaket Tabak. Dann bestand keine Gefahr, daß seine geflickte und ausgebrammte Hängepfeife tagsüber je erkaltete. Nötigenfalls ließ sich auch rund um den Kopf, wie an Armen und Hosenbeinen, mit der Schere notdürftig Ordnung schaffen. Zum Beispiel im Frühjahr, wenn seine Mähne einem Urwaldgespenst Ehre gemacht hätte.

Rasiert wurde jeden zweiten Sonntagmorgen. Doch nicht selten zog Stöckli Peter vor, diese Prozedur um eine Woche zu verschieben. Vermutlich wurde es dann für ihn auch überflüssig, sich zu waschen.

Bemerkungen über sein Äußeres liebte er gar nicht. Brummig wie ein unzufriedener Bernhardiner konnte er dann entgegnen:

„Geschnigelte und glattpolierte Gauner gibt es schon zu viele auf der Welt! Aber ehrliche Leute von meinem Schlag fehlen noch eine Menge. Die muß man mit der Lupe suchen.“

Nun, ich wünschte mir diesen Stöckli Peter gar nie anders, als er war. Eigentlich verehrte ich ihn sogar, wenn auch nur ganz im stillen. Er war mir recht, so wie er lebte und aussah, und ich nahm ihn in Schutz, wenn ich hörte, daß er von Erwachsenen kritisiert wurde. Ganz besonders verteidigte ich ihn aber gegenüber meinen Schulkameraden, sobald sie über ihn zu spotten begannen.

Der schrullige Stöckli Peter mochte gefühlt haben, daß er in mir einen aufrichtigen Freund und zuverlässigen Fürsprecher besaß. Und das mag wiederum der Grund dafür gewesen sein, daß er mich immer mehr ins Vertrauen zog.

Um was sich das erkennen ließ? – Vor allem und ganz einfach daran, daß ich überhaupt in seine Behausung eintreten durfte! Der Pfarrer war einmal bis in die ruhige Küche vorgedrungen. Ich zweifle, ob es außer meinem Großvater, dem Besitzer des Stöcklis, je jemand weiter gebracht hat. So mag es begreiflich sein, daß ich geradezu mit Herzklopfen Peters erster Einladung, zu ihm in seine Stube zu kommen, Folge leistete.

An einem Samstag war es. Peter hatte als Tagelöhner bei einem Bauern in der Nähe gearbeitet. Mühselig trappte er den steilen Weg herauf. Die Tabakpfeife verschwand fast zwischen den wochenalten Bartstoppeln, und die Hose wies

über dem linken Knie einen von weitem sichtbaren Riß auf. Über die Schulter gehängt trug er sein Freßsäcklein mit sich. Darin brachte er meistens vom Tagelöhner ein Bauernbrot, ein Stück Speck oder eine geräucherte Wurst mit nach Hause, Naturalzulagen zum bescheidenen Taglohn.

Ich eilte Peter einige Schritte entgegen und begleitete ihn dann bis zum Stöckli hinüber. Und da, vor der alten, zweiteiligen Türe, überraschte mich die Aufforderung:

„Setz dich noch eine Weile zu mir in die Stube, wenn du Zeit hast!“

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Die Frage, ob ich Zeit habe, wäre mir auch nebensächlich gewesen, wenn ich die beste Röstli verpaßt hätte. Auf der Ferse folgte ich unserem Nachbarn. Die Küche kannte ich bereits. Also richtete sich meine ganze Neugierde auf die kleine Wohnstube. Kaum hatte Peter die in den Angeln quietschende Türe aufgestoßen, wurden meine Augen zu Pflugsrädern. Ein mächtiger Sandsteintrittofen füllte den engen Raum fast zur Hälfte aus. An der der Türe gegenüber liegenden Wand stand ein altes Bauernbuffet. Vor dem Fenster mit den halb blinden Scheiben befanden sich ein wackeliger Tisch und zwei Stabellen. Noch stand das Frühstücksgeschirr auf dem Tisch. Auch Brot und Käse waren nicht versorgt. Doch das alles war weniger wichtig als die Entdeckung, daß ja Stöckli Peter gar nicht allein und einsam in diesem Stöckli hauste! Beim tausend, das hätte ich mir nie träumen lassen!

Nein, Frauenzimmer saß keines im Stübchen! Du lieber Himmel: Stöckli Peter und eine Frau! – Daß er einen alten, kohlen schwarzen Kater besaß, wußte ich. Er lag so faul auf einer der Stabellen, daß es ihm offensichtlich zu viel Mühe und Anstrengung bedeutete, den Kopf nach uns zu drehen, als wir eintraten.

Was mich zutiefst beeindruckte, war eine ganz andere Entdeckung, die Tatsache nämlich, daß sich in Peters Wohnstube zumindest ein Duzend Hühner befanden! Jawohl, richtige Hühner! Eine dicke Henne stand eben auf dem Tisch und bearbeitete mit ihrem Schnabel den angeschnittenen Brotlaib.

„Ei ei, Breneli, was soll das bedeuten! Bist du so schrecklich hungrig, daß du meine Heimkehr nicht mehr zu erwarten vermochtest?“



Mit diesen Worten packte Peter das gefiederte Breneli sanft und stellte es auf den Boden.

Nun entdeckte ich weiter, daß unter dem Trittofen ein Drahtgeflecht gespannt war. Und dort, wo sonst ordentlicherweise die Schuhe hingestellt werden, hatten die Hühner ihre Nester.

„So, meine lieben Hühnchen, da wäre ich also!“ begrüßte Peter seine Hausgenossen. „Bewahrt noch ein klein wenig Geduld. Gleich werdet ihr etwas zu fressen erhalten. Weil's Samstagabend ist, gibt es Maisbrey, herrlichen, dicken Maisbrey! – Doch zeigt mir zuerst, was ihr heute geleistet habt!“

Bei diesen Worten hob er das Drahtgitter hoch, griff bedächtig in die Nester und legte sieben oder acht große Eier auf den Tisch.

„So, das habt ihr brav gemacht, ganz fleißig wart ihr! Dafür habt ihr Dank verdient, großmächtigen Dank! – Doch wo ist denn Greti?“

Peter kam zum Tisch zurück, bückte sich und lockte mit sanfter Stimme:

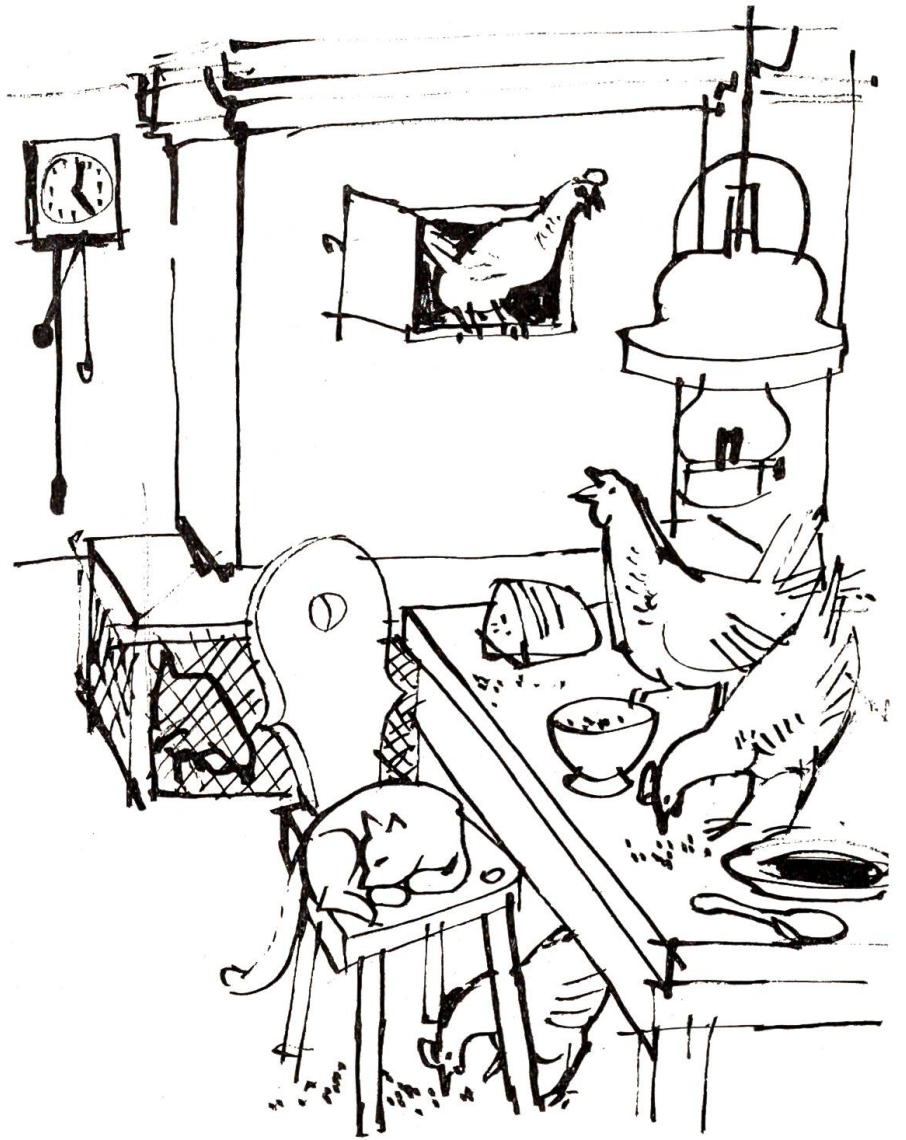
„Komm Greti! Komm Greteli, komm!“

Erst jetzt entdeckte ich in der Wand unter dem Tisch das Loch, das geradewegs in den Hühnerhof hinaus führte.

Raum war das gesuchte Greteli hereinspaziert, schloß Peter das Loch mit einem Schieber ab.

Sprachlos verfolgte ich dieses Tun und lauschte ich Peters Worten. Welche Liebe klang im Ton seiner Stimme mit, wenn er zu seinen Hühnern sprach! Wer hätte das diesem Raubbein zugetraut!

„Setz dich irgendwo!“ wurde ich aufgefordert. Ich guckte mich nach einer Sitzgelegenheit um, sah auch verschiedene. Doch blieb ich stehen; denn überall waren Spuren dieser gefiederten Damen sichtbar und ließen das Absitzen gefährlich erscheinen. Peter mochte meine Verlegenheit bemerkt haben. Auf jeden Fall versuchte er sofort die An-



Eine dicke Henne stand auf dem Tisch.

wesenheit dieser ungewöhnlichen Haus- und Stubbengenossen zu begründen.

„Siehst du, Bub“, sagte er, „ich ziehe hundertmal vor, eine Schar Hühner statt Menschen in meinem Haus zu haben und mit ihnen die Stube zu teilen. Die Menschen wissen nichts Gescheiteres zu tun, als ihrer Lebtag andere zu korrigieren, an ihnen herumzunörgeln. Kein Wunder, daß ständig Streit herrscht. Wir dagegen“, und dabei beschrieb seine Rechte einen weiten Bogen über die ganze Hühnerschar hin, „wir machen uns das Leben nicht durch Besserwissen sauer. Im Gegenteil. Jedes läßt





Peter beharrte darauf, seine Hühner auch während der Krankheit selber zu füttern.

bensweisheiten einzuprägen. Er war sehr stark schwerhörig. Aus diesem Grund bemühte ich mich gar nicht, ihm vieles verständlich zu machen. Um so aufmerksamer hörte ich zu. Dabei lernt man bekanntlich zu meist mehr als beim Sprechen.

Eines Winters begann Stöckli Peter zu kränkeln, und schließlich war es ihm nicht mehr möglich, abends im blaugetupften Hofen bei uns seine Milch zu holen. Er wurde bettlägerig. Kein Wunder, daß ich ihm nun noch häufiger Gesellschaft leistete. In jener Zeit wurde ich wirklich sein Vertrauter. Jeden Tag brachte ich ihm in einem Korb Eßwaren und wußte es regelmäßig einzurichten, daß ich noch eine Weile an seinem Bett sitzen bleiben konnte.

Peters Bartstoppeln wurden länger und länger, bis ein richtiger Vollbart das

die Eigenarten des andern gelten, und so leben wir wohlgenut und im Frieden miteinander.“

Das war mein erster Besuch in Stöckli Peters Wohnstube. Er hat nicht allzulange gedauert. Sobald meine erste Neugierde befriedigt war, verabschiedete ich mich. Sogar recht gerne. Für empfindliche Nasen war Peters Stube kein idealer Aufenthaltsort. Auf dem Lüften hielt er gar nichts.

„Wenn ich den ganzen Tag über im Freien arbeite, so will ich wenigstens nach Feierabend das Gefühl haben, richtig drinnen zu sein“, lautete seine Begründung.

Auch ich gewöhnte mich nach und nach an diesen speziellen und unverkennbaren Stöckli-Duft. Nicht zur Freude meiner Mutter! Das muß ich bekennen. Doch blieb meine Freundschaft mit Peter unverbrüchlich. Bei schlechtem Wetter, wenn es keine Tagelöhnerarbeit gab, leistete ich ihm stundenlang Gesellschaft und versuchte mir seine Le-

Gesicht einrahmte. Eine der beiden Stabellen hatte ihren ständigen Platz unmittelbar neben dem Bett. In Griffnähe mußte immer ein Sack mit Hühnerfutter stehen; denn Peter beharrte darauf, seine Hühner auch während der Krankheit selber zu füttern. Aus diesem Grund hatten sie sogar Zutritt zur Schlafkammer erhalten. Die Türe blieb Tag und Nacht weit offen stehen. Litt eines der gackernden Fräulein Hunger, konnte es einfach hinüber spazieren, und schon griff Peters Hand in den Sack auf der Stabelle, um ihm Futter entgegenzustrecken. Und es war wirklich drollig, zu beobachten, wie manierlich ihm die Hühner Körnchen um Körnchen aus der Hand pickten.

Erst als nach einem harten Winter die Tage wärmer und länger wurden, vermochte sich Stöckli Peter einigermaßen zu erholen. Doch war er einfach nicht mehr der Stöckli Peter von ehedem. Er kam mir noch stiller und menschen scheuer vor. Oft



saß er nun vor dem Stöckli und ließ sich von der Sonne durchwärmen. Und unverwandt konnte er dazu in die Weite staunen. Die meisten Erwachsenen, die ihn so sitzen sahen, schüttelten den Kopf und orakelten:

„Mit Stöckli Peter steht es gar nicht gut. Er guckt zu still in den Frühlinghimmel hinauf. Wer weiß, wie lange noch!“

Eines Tages rief mich Stöckli Peter zu sich und schlurfte vor mir her in die Stube. Dort griff er nach der Zeitung, seinem Leibblatt, auf dem Wandbrett und begann andächtig darin zu blättern, bis er auf die dritte Inseratenseite stieß. Da fuhr er mit dem ausgestreckten Zeigefinger der Spalte der Heiratswünsche entlang, bis ungefähr in die Mitte der Seite. Dort blieb sein Finger unter einer kleinen Anzeige liegen, und dann wurde mir befohlen:

„Lies!“

Ohnungslos begann ich laut das Inserat vorzulesen:

„Braver, friedlicher Bursche in den 50iger Jahren, mit etwas Erspartem, sucht Haushälterin zwecks späterer Heirat. Offerten an...“

Und nun vergaß ich wirklich zu atmen! Da standen schwarz auf weiß Stöckli Peters Namen und Adresse! Sackerment! Das war ja unfasslicher als eine Sonnenfinsternis! Hatte ihm die Krankheit so zugesetzt, daß sein Kopf...

Doch als ich Peters Augen glänzen sah, erkannte und verstand ich, daß dieses Inserat eher ein Zeichen der Gesundheit als der Krankheit war.

„Ist es gut geschrieben, das Inserat?“ wollte er wissen.

„Natürlich, ausgezeichnet! Nicht einmal der Schulmeister hätte es besser abzufassen vermocht!“ rühmte ich und hoffte, er werde mir noch einiges mehr über seine Heiratspläne verraten. Und wirklich, er begann zu sprechen, offenbar aus übervollem Herzen.

„Du denkst wohl, Stöckli Peter sei verrückt geworden. Es mag auch tatsächlich verrückt erscheinen, wenn einer in meinem Alter noch ans Heiraten denkt. Doch kann ich dir versichern: ich habe es mir sehr lange hin und her überlegt. An Zeit fehlte es mir ja nicht, als ich während des Winters krank lag. Und dabei bin ich zum Schluß gekommen, daß es doch nicht gut ist, im Alter ganz allein zu sein.

Da hat man Wärme nötig und jemanden, mit dem man ein Wort wechseln kann, wenn man Lust hat dazu. – Doch das verstehst du wohl noch nicht!“

Damit hatte Peter tatsächlich recht.

Er nahm mir noch das heilige Versprechen ab, unbedingtes Stillschweigen zu bewahren, um ja den bösen Zungen keinen Stoff zu liefern. Ach, als ob das nur von meiner Verschwiegenheit abhängig gewesen wäre! Trotz meinem Schweigen – und wie schwer ist es mir gefallen! – verbreitete sich schon am folgenden Tag die phantastische Nachricht:

„Stöckli Peter gedenkt zu heiraten! Das heißt, auf jeden Fall möchte er gerne!“

Wer unser Geheimnis ausgeplappert hat, weiß ich nicht. Vermutlich hat irgend jemand das Inserat in der Zeitung entdeckt. Dort standen ja, jedem ersichtlich, Namen und Adresse von Stöckli Peter.

Bewunderlicherweise ließ sich Peter von all dem vielen Spott, den er einzuheimsen hatte, keineswegs beeindrucken. Gelassen wartete er den Erfolg seines Inserates ab. In der Zwischenzeit verbannte er erst einmal die Hühner wieder aus seiner Schlafkammer und putzte sie notdürftig. Auch rund ums Stöckli wurde ein wenig aufgeräumt, und ich konnte sogar feststellen, daß er mitten in der Woche ein frisches Hemd angezogen hatte.

Wenige Tage später vernahm ich von Peter:

„Es haben schon zwei geschrieben! Die erste wird morgen erscheinen, um sich vorzustellen.“

Hei, wie versetzte mich diese Nachricht in Aufregung! Am nächsten Tag war ich voll beschäftigt mit Aufpassen. Die Anwärterin auf Stöckli Peters Liebe wollte und mußte ich unbedingt sehen!

Es hat sich gelohnt, auf der Lauer zu sein. Im Laufe des Nachmittages sah ich eine fremde Frau den Weg zu uns heraufsteigen. Sie hatte ein rotes Hütchen aufgesetzt und trug ein großgetupftes Warendhauskleid, dazu Handschuhe. Man stelle sich vor: Handschuhe bei diesem herrlichen Frühlingswetter! Und Seidenstrümpfe. Auch das konnte ich feststellen. Überdies schleppte sie einen schweren Koffer. Wer weiß, ob da nicht ihr ganzes Hab und Gut darin ist! überlegte ich.

Bestimmt konnte man mir meine Neugierde mit Leichtigkeit vom Gesicht ablesen, und ohne



Zweifel machte ich einen albernen Eindruck. Nun, zu meiner Entschuldigung muß ich auf die Tatsache hinweisen, daß es wahrlich keine einfache Sache war, sich solch ein aufgetafeltes Frauenzimmer als Haushälterin und zukünftige Frau von Stöckli Peter vorzustellen. Und als ich gefragt wurde:

„Wohnt hier Herr Peter Furer?“ konnte ich beim besten Willen nicht sogleich antworten.

„Peter Furer?“ fragte ich endlich erstaunt zurück? „Ach so, ja, natürlich, Sie wollen gewiß zu Stöckli Peter!“

„Ach, du mit deinen ungewaschenen Ohren! Hörst du denn nicht, daß ich nach Herrn Furer frage?“ wurde ich angesch nauzt.

Jetzt begann ich mich zu verteidigen.

„Natürlich habe ich es gehört. Aber bei uns heißt dieser Herr Furer Stöckli Peter. Dort drüben wohnt er.“

Die angehende Frau Furer hatte ihren Koffer abgestellt und sich mit einem farbigen Taschentuch den Schweiß vom Gesicht gewischt. Als ich nun aber mit dem Zeigfinger zum Stöckli hinüber wies, verengten sich ihre Augen zu Schlitzen, und ihre Nase wurde merkwürdig spitz und weiß.

„Was? In jenem... in diesem... Das ist doch gar kein Haus! Das ist ja...“

„Doch, doch, natürlich ist es ein Haus!“ versuchte ich sie zu belehren. „Das ist unser Stöckli!“

„Daß du meinen Koffer hier in Ruhe läßt, verstanden!“ fauchte sie mich an, und fast im Trab eilte sie zum Stöckli hinüber.

Fürs Leben gerne wäre ich ihr auf den Fersen gefolgt, um alles zu sehen und zu hören, was sich dort drüben abspielte. Doch es hätte sich kaum gelohnt. Die Begegnung zwischen Stöckli Peter und der Haushälterin-Aspirantin war zu kurz. Noch bevor Peter die Türe ganz geöffnet hatte, wurde er mit einem Schwall von Schmähungen überschüttet. Und gleich folgten wilde Verwünschungen. Wenn mich meine Ohren nicht täuschten, war von Lügner, Heiratschwindler, Drechhütte und Polizei die Rede. Und im Handumdrehen kam die Haushälterin mit langen Schritten und gestrecktem Rücken – es hätte einem Dragoner Ehre gemacht – wieder auf unser Haus zu, packte ihren Koffer und verschwand, ohne je zurückzublicken, den Berg hinunter.

Die kurze Begegnung muß Stöckli Peter einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht haben. Auf jeden Fall nahm er sich, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, verschiedene Ratschläge zu Herzen, und als am folgenden Samstag die zweite Bewerberin anrückte, war das Stöckli aufgeräumt, gefegt – und sogar gelüftet. Nicht nur das: Peter hatte sich sogar die Haare schneiden lassen und kam mir nun, wenn ich seine Kleider nicht beachtete, fast wie ein Hochzeiter vor.

Ob diese Vorbereitungen und Veränderungen dafür ausschlaggebend waren, daß die zweite Kandidatin nicht sofort rechtsumkehrt gemacht hat, weiß ich nicht. Freilich war sie auch nicht aus dem selben Holz geschnitten wie die erste. Einfach angezogen, lang, mager, mit knöchigem Gesicht und verschiedenen kräftigen Barthaaren ausgestattet, erweckte sie sofort den Eindruck einer Frau, die nicht so leicht an die Halfter zu nehmen ist.

Am jenem Abend erschien Stöckli Peter in auffällig aufgeräumter Stimmung mit seinem Milchhasen vor der Küchentüre. Und zum erstenmal, soweit ich mich zurückzuerinnern vermochte, lautete sein allabendliches Sprüchlein anders als üblich, ließ er sich doch vernehmen:

„n'Abend! Wenn es einzurichten wäre, hätte ich von nun an gerne ein Tröpflein mehr Milch!“

„So, so!“ sagte mein Großvater. „Daraus läßt sich ja schließen, daß du dieses Mal mehr Glück hast.“

Peter schmunzelte, nickte und stellte bestätigend fest:

„Auf jeden Fall ist sie daran, das Nachtesen zu kochen!“

Raum war das Vieh getränkt, gab es für mich kein Bleiben mehr. Wie ein Wiesel verschwand ich und schlich zum Stöckli hinüber. In der Stube entdeckte ich Licht. Vorsichtig begann ich auf die vor dem Fenster aufgestapelten Reiswellen hinaufzuklettern. Das ermöglichte mir, einen heimlichen Blick ins Stübchen zu werfen. Da saßen sie friedlich bei Tisch.

„Nun denn“, hörte ich Peter sagen, „in diesem Fall versuchen wir es also einmal miteinander.“

„Meinetwegen! Doch soll es gleich zu Beginn gesagt und klar sein: Ich bin keine Grit, die man nach Belieben herumdirigieren kann. Da wo ich bin, will ich auch etwas zu sagen haben.“



„Was sagst du?“ fragte Peter, rutschte näher und hielt sich eine Hand als Schalltrichter hinter sein besseres Ohr.

„Ich will hier auch etwas zu sagen haben! Sagte ich. Ich bin kein Titti mehr, dem man nach Gutmüden kommandieren kann!“

Nun hatte Peter verstanden und nickte lebhaft.

„Natürlich! Klar! Sag nur, wie du's haben willst!“

Das war wohl eine allzu voreilige und willfährige Aufforderung. Auf jeden Fall hatte er nicht lange auf die Befehlsausgabe zu warten.

„Nun denn“, hieß es, „wo ist das Bettzeug? Die Schlafkammer ist für mich. Du kannst hier auf dem Ruhbett liegen. Du wirst dich rasch daran gewöhnen.“

Peter rieb sich verwirrt die Nase. Als er die erste Überraschung einigermaßen überwunden hatte, versuchte er zaghaft einzuwenden:

„Meinetwegen, wenn du es unbedingt so haben willst. Doch dachte ich mir... nun ja, könnten wir nicht...“

Offenbar erriet die Haushälterin sofort, auf was die umständliche Rede hinarbeitete. Sie unterbrach das Gestammel so unmißverständlich, daß Peter die Fühlhörner sofort einzog.

„Vorläufig bleibt es so, wie ich gesagt habe, punktum! Sind wir erst einmal verheiratet, kann man dann noch einmal darüber sprechen. Und jetzt gib mir saubere Bettwäsche!“

Unglücklicherweise mußte ich meinen Forscher- und Beobachterposten auf den Reisswellen verlassen; denn schon lange hörte ich, wie man nach mir rief. Aus diesem leidigen Grund weiß ich nicht, was zwischen den beiden weiter verhandelt worden ist. Doch mußte in der folgenden Zeit ein Blinder erkennen, daß für Stöckli Peter eine andere Zeit angebrochen war. Schon in der nächsten Woche kaufte ihm die Haushälterin ein Paar neue Hosen. Die Hühnerester unter dem Ofen verschwanden, und Peters gefiederte Freundinnen wurden in den Hühnerhof hinaus verbannt. Nicht lange ging's, bis auch der Ziegenbock im Ställchen unter der Stube verschwinden sollte.

„Wozu soll ich ein solches Stinktier im Hause dulden!“ wurde räsoniert.

Peter verteidigte sich, so gut er es verstand. Seit dreißig Jahren sei er weit und breit der einzige, der einen Ziegenbock halte. Und jetzt wolle sie ihm das verbieten? – Nein, das gehe nun wirklich nicht an! Und als gewichtigstes Argument führte er an:

„Was würden die Leute sagen, wenn ich keinen Ziegenbock mehr hätte!“

Doch Peter hatte einen schweren Stand. Er



Nicht lange ging's, bis auch der Ziegenbock im Ställchen unter der Stube verschwinden sollte.



wurde kleiner und kleiner, und es schien mir, sein Rücken werde von Tag zu Tag krümmen, bis...

Wir hatten eben mit der Heuernte begonnen. Da stand Peters Haushälterin eines Abends mit hochrotem Gesicht vor unserer Küchentüre und fragte mit zornbebender Stimme, ob man am nächsten Tag ihr Gepäck zur Bahn führen könne.

Wie es zu diesem plötzlichen Abschied gekommen ist, vermochte ich nie zu erfahren. Peter sagte mir kurz darauf einzig:

„Ach ja, man hat nie ausgelernt und ist nie zu alt, Dummheiten zu machen! Und wer weiß: vielleicht ist das Alleinsein gar nicht das Schlimmste!“

Im Stöckli drüben begann sich in den folgenden Tagen das Rad zurückzudrehen. Die neuen Hosen verschwanden wieder. Der Bart wurde – wie früher – nur noch alle vierzehn Tage geschabt. Die Hühner eroberten die Wohnstube zurück – kurz: aus Furer Peter wurde wieder der alte Stöckli Peter! Vielleicht sah er sogar noch ein wenig ungepflegter aus als früher, war er noch schrulliger als ehedem – aber unbedingt zufriedener! Nie mehr versuchte er sein Glück mit einem Heiratsinserat. Und abends hörten wir wieder sein altes Sprüchlein, wenn er mit dem getupften Milchhasen vor der Küchentüre erschien:

„n'Abend! Ich wäre froh, wenn ich ein Tröpflein Milch bekommen könnte!“

Oft ist es seither Frühling geworden, und oft schien das alte Stöckli hinter blühenden Pflaumen- und Zwetschgenbäumen zu träumen. –

Stöckli Peter? Er hat es überstanden, und das Alleinsein bereitet ihm längst keinen Kummer mehr!

### Der Simulant

Einem bekannten Pariser Psychiater wurden von seinen Kollegen eine Anzahl Zeichnungen von Geisteskranken vorgelegt, nachdem er sich bereit erklärt hatte, auf Grund einer jeden eine Diagnose zu stellen. Durch Vermittlung eines Spitalwärters wurde zwischen die Zeichnungen der Irren auch ein Blatt von Picasso eingeschmuggelt. Aber der Gelehrte ließ sich nicht täuschen. „Simulant!“ erklärte er auf den ersten Blick.

Michael Loring

## Der ehrenwerte Zeuge

John Varner fluchte fürchterlich, als ihm an seiner Reisekalesche das Vorderrad brach. Mißmutig stieg er aus dem Wagen und ging die wenigen Schritte bis zur Stadtmauer zu Fuß. Dort kam ihm schon sein Diener entgegen, der den Schmied herbeigeht hat. Der besah sich den Schaden und meinte schließlich bedauernd: „Vor zwei Tagen ist da nichts zu machen, Sir!“ Als Varner das hörte, fluchte er noch schauerlicher und ließ sich in das beste Gasthaus der Stadt führen.

In einem kleinen Ort wird alles zur Sensation, und Blackfield in Irland war damals keine Metropole. So sprach sich das Mißgeschick des hohen Herrn sehr bald herum. Es fanden sich allerlei Herren im Gastzimmer ein, um dem Fremden ihre Aufwartung zu machen und sich nach seinen Wünschen zu erkundigen. Der barsche Ton des Gastes wurde erst nach der dritten Kanne roten Weines etwas sanfter. „Gibt es wenigstens in diesem Nest etwas zu sehen oder zu erleben?“ fragte er den dienenden Bürgermeister. „Oh“, erklärte der Stadtvater eifrig, wir haben zwar keinen Klub, aber dafür die größte Leinenfabrik des ganzen Bezirkes!“ Varner wehrte verächtlich ab. „Was soll ich damit? Ich mache keine Geschäfte!“

Eine halbe Stunde später erschien der Bürgermeister nochmals. Er schlug sich an die Stirn und sagte entschuldigend: „Wie konnte ich das nur vergessen! Wir haben doch etwas, Sir, das Sie interessieren dürfte: unsere Gerichtswoche! Und zwar wird am Nachmittag ein Schwerverbrecher abgeurteilt!“ Als John Varner nichts darauf erwiderte, fügte der eifrige Stadtvater hinzu: „Der Bursche gehörte zur Bande des berühmten Kapitäns Sims!“ Der Gast streckte die Beine weit von sich und blies dicke Wolken aus seiner Tonpfeife, dann meinte er: „Kapitän Sims? Von welchem Regiment?“ – „Der Herr wollen sich über mich lustig machen“, lächelte der Bürgermeister devot. „Sims ist doch der Anführer der Räuberbande, die seit Jahren unser Land in Schrecken versetzt.“

„Hm, ach so!“ geruhte sich der hohe Gast zu besinnen. „Ich glaube von dem tollen Banditen